Der Weg ins Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Lilius, Charlotte**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 52

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-650239

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

15. FORTSETZUNG

Heute waren ihm diese Worte wieder eingefallen, als er Cecilia unterwegs begegnet war und mit ihr den Aufstieg ins Dorf gemacht hatte. Sie hatten nicht manches Wort miteinander gewechselt. Cecilia war von Natur aus wenig gesprächig, und er empfand gewisse Hemmungen ihr gegenüber. Vielleicht schlummerte in seinem Unterbewusstsein ein leises Unbehagen dem Mädchen gegenüber, dem er einst vor Jahren nicht vorhandene Gefühle vorgespiegelt hatte. Das heisst, eigentlich hatte er damals nicht bloss sie, sondern auch sich selbst getäuscht, in dem Glauben, dass das, was er für sie empfand, mehr als Freundschaft und Verehrung war. Beinahe wäre es sogar zum bindenden Wort zwischen ihnen gekommen. Wäre nicht Francesca rechtzeitig dazwischengekommen, dann vielleicht...

Er blickte Cecilia von der Seite an, wie sie neben ihm daherschritt, den schweren Korb auf dem Rücken. Sie hielt den Kopf leicht vornübergebeugt, er sah ihr blasses, von hellbraunem, schlicht gescheiteltem Haar umrahmtes Profil; die grossen graublauen Augen konnte er nicht sehen, weil sie die Lider gesenkt hielt. Die Beine waren nackt, und die Füsse staken in ziemlich verschlissenen Holzschuhen. Der Rock war stark geflickt aber sauber, so auch das helle Mieder. Man sah, es fehlte ihr nicht an Fleiss und Ordnungssinn, nur an Geld. Sie hielt auch die Hütte rein, und ihre Ziegen gehörten zu den bestgepflegten des Dorfes. Sie mied jedes unnütze Geschwätz und stand nicht mit den andern Weibern in den Gassen herum, sondern erledigte rasch ihre wenigen Besorgungen. Stets wirkte sie so ruhig und gleichmässig, als vermöge nichts sie aus der Fassung zu bringen. Doch war es weder Gleichgültigkeit noch Ueberheblichkeit den Dingen und Menschen gegenüber, die ihr diesen Ausdruck verliehen; eher eine innere Ausgeglichenheit, eine Harmonie des Herzens, ein demutvolles Annehmen des Schicksals und ein dankbarer Sinn für die wenigen echten Freuden des Daseins. Heute, wie er sie so betrachtete, fiel ihm auf einmal ein Bild ein, das er irgendwo in der grossen Stadt gesehen hatte. Eine Frau, die mit lilienweissen Fingern in die Tasten einer Orgel greift, den Blick zum Himmel gerichtet, einen Glorienschein um die hellen Locken... Darunter hatte gestanden: die Heilige Cäcilie. Und plötzlich merkte er, dass das Mädchen an seiner Seite jener Heiligen glich. Lag nicht ein himmlischer Friede über diesem Gesicht, das keine irdische Leidenschaft je verzerrt haben mochte? Himmlischer Friede ja. Das war das Wort. Cecilia strömte Frieden aus. Deshalb fühlte man sich wohl in ihrer Nähe. Jener Friede war es, der ihn einst zu ihr gezogen hatte. War er selbst nicht auch im Grunde ein Mann des stillen, ruhigen Wirkens im Rahmen des friedlichen Alltags? Francesca hingegen... Sie war lauter Unruhe, Rastlosigkeit, Sehnsucht, also das gerade Gegenteil von Cecilia. Und doch hatte er nicht gezögert in der Wahl zwischen den beiden und würde auch heute nicht zögern, sähe er sich nochmals davor gestellt. Francesca war und blieb sein Schicksal. Er wusste es, vermochte aber nichts dagegen. Ein Blick aus ihren Augen, und er war wehrlos. Wohl lehnte er sich innerlich zuweilen gegen dieses Schicksal auf, dennoch konnte er sich sein Leben nicht ohne sie denken. Und wie er jetzt neben Cecilia einherschritt, eilten seine Gedanken bereits voraus zu Francesca. Bald wäre er daheim, bald würde er sie wiedersehen. Zusammen würden sie das Abendbrot verzehren, und dann wollte er von seinem Tagewerk berichten. Zwar zeigte sie im allgemeinen wenig Interesse dafür, aber was hätte er sonst berichten sollen? Seine Arbeit, das war sein Leben. Für Cecilia war es wohl das gleiche. Dashalb waren sie beide zufriedene Menschen. Francescas Leben hingegen war Traum, war Sehnsucht. Daher gab es keine rechte Befriedigung für sie. Arme Francesca, dachte er. Eigentlich war sie zu bedauern. Wir haben es viel einfacher, wir Phantasielosen, Nüchternen. Und ihm war, als müsste er ihr ersetzen, was das Schicksal ihr verweigert hatte. Ersetzen aber wie? Durch nie versiegende Geduld und Liebe. In seiner grossen Liebe für sie war er unfähig einzusehen, dass er ihr eben durch dieses Gefühl lästig fiel. Wer so liebt wie Felice, vermag nicht zu verstehen, dass sein Gefühl unerwidert bleiben kann.

Nachdem er eine Stunde allein daheim gewesen und die Sonne bereits untergegangen war, begann er ungeduldig zu werden. Wo mochte Francesca sich herumtreiben? So lange war sie noch nie fortgeblieben... Die Dämmerung ging in Finsternis über, die Sterne entfalteten ihre feurigen Kelche am dunkeln Himmel.

Bis jetzt hatte Felice keine Angst verspürt, nun aber ging ihm eine Ahnung von etwas Ungewöhnlichem auf. Wie, wenn Francesca verunglückt wäre? Vielleicht lag sie irgendwo im Walde mit verletztem Fuss und konnte nicht weiter? Oder sie war gar über eine Felswand abgestürzt? Er hatte sie oft genug gewarnt. Nun lag sie vielleicht irgendwo mutterseelenallein und litt grosse Schmerzen. Eine wilde Verzweiflung packte ihn. Immer rascher schritt er in der Küche auf und ab, immer unruhiger wurde sein Gesicht. Jedesmal, wenn er ein Geräusch vernahm, eilte er zur Türe und spähte in die Nacht hinaus. Laut, mit vor Schmerz bebender Stimme rief er ihren Namen. Er erhielt keine Antwort. Doch: einmal vernahm er den fernen Ruf eines Käuzchens, unheimlich, wie ein düsteres Omen, das ihn erschauern liess.

Nun hatte er die Hoffnung auf Francescas Rückkehr aufgegeben. Kein Zweifel, es war ihr etwas zugestossen. Er musste sie suchen. Die Burschen aus dem Dorf würden ihm helfen; wohl war Francesca nicht beliebt, aber angesichts der Gefahr würde keiner sich weigern...

Nur noch rasch die Bergschuhe droben in der Kammer und die Laterne im Stall holen – und dann los...

Rasch klomm er die schmale Treppe zur Schlafkammer empor. Dort standen die beiden Betten nebeneinander. Sie waren noch nicht einmal gemacht. Also war Francesca schon am frühen Vormittag losgezogen. Seine Unruhe wuchs und steigerte sich zu herzbeklemmender Angst. Er fühlte, dass ein grosses Unglück über seinem Hause schwebte. Ein grosses Unglück... wie damals vor Jahren. Aber damals hatte niemand etwas gespürt. Er war sensibler, seine Nerven reagierten rascher und schärfer als die der meisten Menschen. Mit zitternden Händen begann er die Bergschuhe anzuziehen...

Da fiel sein Blick plötzlich auf ein Stück Papier, das auf dem Nachttisch lag. Es war ein kleiner Fetzen, auf dem etwas geschrieben stand. Und er entsann sich jenes Briefes, den Francesca als junges Mädchen hinterlassen hatte, als sie aus dem Elternhause entflohen war.

Im selben Augenblick begriff er, dass es sich hier um eine Wiederholung handeln musste. Er getraute sich kaum den Zettel in die Hand zu nehmen. Von diesem Stück Papier würde sein Unglück ausgehen. Warum also dieses Unglück zur Kenntnis nehmen?

Weil es sein muss, sagte er sich schliesslich und griff, tief aufatmend, nach dem Papier. "Ich werde nie mehr wiederkehren. Suche mich nicht, du wirst mich nicht finden."

Heftig zitterte die Hand, die das Papier hielt. Dann flatterte dieses zu Boden. Der Kopf des Mannes sank vornüber auf das Kissen, wo noch vor vierundzwanzig Stunden das Haupt seines Weibes geruht hatte, und ein wildes Schluchzen erschütterte seine Gestalt.

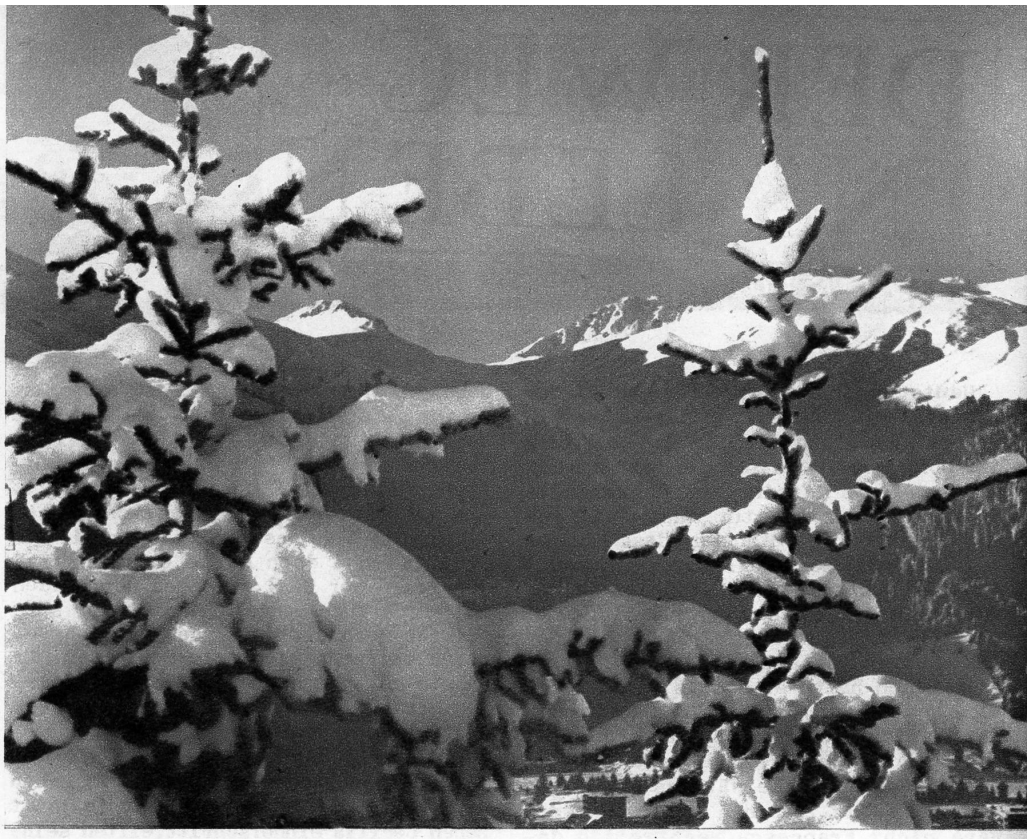
Draussen blinkten die Sterne, und eine leichte Brise säuselte im Ahornbaum vor dem Fenster. Vom Dorfbrunnen ertönte das leise, gleichmässige Plätschern des Wassers...

Der Herbst ist ins Land gezogen. Er ist ein Maler, der warme, feurige Farben auf seiner Palette liebt. Er tupft die

Weiße Weihnacht

Stille fällt
In die Welt.
Gottes reine weisse Linnen
Fallen sacht aus seiner Hand,
Decken ein das dunkle Land. –
Hang und Hügel schimmern rein,
Ei, nun muss doch Weihnacht sein!
Alles Leid vergeht,
Gottes Atem weht.
Seine Liebe wird zum Lied,
Das die weisse Nacht durchzieht,
Und sich tröstend löst im All,
Herz, wo ist dein Widerhall?

Frieda Schmid-Marti



Hänge mit leuchtendem Kupferrot, streut Ockergelb und Sepia über Wald und Wiesen und spritzt zuweilen ein paar Purpurflecken auf das Grau der Erde und der Mauern. Er haucht die Berge rostbraun an und lässt die Gärten in den frohen Farben der letzten Dahlien und Astern flammen.

Noch besitzt die Sonne Kraft zu wärmen, und des Windes Atem verrät noch keine winterliche Kälte.

Das Dorf ist erwacht. In seinen engen Gässchen hallt das rhytmische Geklapper dahineilender Holzschuhe und das fröhliche Geplauder alter wie junger Zungen, vermischt mit Hühnergackern und Schweinegrunzen und dem zeitweiligen Brüllen eines Rindes. Fleissige Wäscherinnen ziehen mit vollbeladenen Körben zum Brunnen, wo sie ihre Arme in das kalte Nass tauchen, das alsbald in glitzernden Tropfen um sie spritzt, während sie die Wäsche seifen, reiben, klopfen, schlagen und von jugendlichen Lippen manches Scherzwort sprudelt, oder frohe Lieder schmetternd in die Lüfte steigen. Die Alten schaffen schweigsam mit verbissener, zäher Kraft, die Wäschestücke zwischen schwieligen Händen windend, den Seifenschaum von rissigen Fingern streifend. Das Wasser ist wohl noch kälter als im Sommer, aber die Frauen und Mädchen sind nicht verwöhnt. Flink wie die Hände, die die Wäsche reiben, gehen auch die Zungen. An Gesprächsstoff scheint es nicht zu fehlen.

"Nun ist sie bereits ein halbes Jahr verschwunden und hat noch nichts von sich hören lassen."

"Bestimmt wird er auch nie mehr etwas von ihr hören."

"Er sieht immer noch gleich verstört aus wie am ersten Tage."

"Eigentlich geschieht es ihm recht. Er hätte genug ordentliche Mädchen im Dorf finden können, statt sich an die zu hängen."

"Als ob er nicht gewusst hätte, was für ein Frauenzimmer sie war. Schon als junges Mädchen ist sie von daheim fortgelaufen."

"Was wollt Ihr denn? Sie hat's vom Grossvater. Sie kann nichts dafür."

"Kann nichts dafür, behauptest du? Der hätte ich die Flausen schönstens ausgetrieben, wenn sie meine Tochter wäre."

"Felice hat auch schuld. Er hat sie viel zu viel verwöhnt. Es gibt Frauen, die brauchen hie und da eine Tracht Prügel.Sie war die Faulste im ganzen Dorf."

"Nun hat er ja selbst das Nachsehen."

"Und kann sich nicht damit abfinden. Hat er sich nicht wie ein Einsiedler von allen zurückgezogen?"

"Dabei gäbe es genug andere, die ihn gerne trösten würden."

"Er hat ja weder Augen noch Ohren für eine andere."

"Es ist ihm halt keine schön genug."

"Als ob die Francesca so eine Schönheit gewesen wäre!"

"So spricht der Neid. Sie war wirklich die Schönste im Dorf."

"Bah! Es gibt weit Schönere."

"Aber nicht bei uns."

"Kommt denn überhaupt alles auf Schönheit an? Hat man es nicht gesehen, wozu es führt, mit der Francesca?"

"Männer sind eben so."

"Wer weiss, ob ihn jetzt noch eine wollte!"

"Ich jedenfalls nicht!"

"Ich auch nicht."

"So spricht der Fuchs von den Trauben."

"Schöne Trauben! Einen Mann heiraten, der eine andere im Kopf hat. Danke bestens!"

"Ich weiss Eine, die es jedenfalls täte."

"Die kennen wir alle."

"Da kommt sie soeben."

Richtig: Cecilia kam den Weg zum Brunnen dahergeschritten, einen Korb mit Wäsche auf dem Kopf balancierend. Sie kam mit ruhiger, stolzer Haltung wie immer. Nur in ihren Augen lag ein Ausdruck tiefer Traurigkeit,der sogar die ärgsten Klatschmäuler verstummen liess. Sie grüsste freundlich und stellte ihren Korb zu Boden. Dann nahm sie ihren Platz am Brunnen ein und begann zu waschen. Die anderen warfen sich rasche Blicke zu, aber keine wagte die leiseste Andeutung von dem vorherigen Gespräch. Die sonst so wenig feinfühligen Weiber und Mädchen verspürten eine instinktive Scheu und Respekt vor diesem wortlosen Kummer.

Nie kommt Felices Namen über Cecilias Lippen. In ihrem Herzen aber wohnt kein Anderer. Mit wachsender Besorgnis hat sie gesehen, wie er sich in den Monaten seit Francescas Verschwinden verändert hat. Er, der einst gesellige, immer fröhliche und unterhaltsame Bursche hat sich ganz von dem Verkehr mit den Dörflern zurückgezogen; allein und wortkarg geht er seines Wegs. Seine Wangen sind eingesunken, sein Blick ist freudlos. Nach wie vor bestellt er seine Felder und seinen Rebberg, aber es liegt keine Freude in seinem Schaffen, er richtet alles mechanisch, gleichgültig aus. Den Kopf hält er meist vornüber gesenkt, den Blick zu Boden gerichtet, als möge er niemandem in die Augen schauen.In seinem Aeussern wirkt er verlottert, und über sein Haus erzählt man sich haarsträubende Geschichten im Dorfe. Er hat sich geweigert, irgend eine Hilfe zu nehmen, sondern wirtschaftet allein, mit dem Ergebnis, dass sein Hauswesen wie seine Kleidung verfällt und zerlumpt. Man sollte ihn aufrütteln. meinten viele,

die anfangs, bei Francescas Verschwinden, schadenfroh gejubelt hatten, den jetzigen Zustand aber immer unheimlicher zu finden begannen. Dass einer von ihnen in seinen besten Mannesjahren derart verkommen konnte, empfanden sie als eine Schmach für das ganze Dorf. Langte es nicht, dass man eine Theresa gehabt hatte? Die aber war schliesslich ein Weib und nicht recht im Kopf gewesen, Felice hingegen war ein Mann und dazu ein gesunder... Ihm musste geholfen werden, das war einfach Nächsten- und Christenpflicht... Da er aber jeden Annäherungsversuch brüsk zurückwies, getraute sich schliesslich niemand mehr an ihn heran, und Felice lebte sein Eigenbrötlerleben weiter.

Wenn die anderen von Christenpflicht sprachen, so gab es eine, die die Aufgabe von einem anderen Standpunkt aus betrachtete: von demjenigen der liebenden Frau. Denn Cecilias Liebe zu Felice war keineswegs erlöscht: im Gegenteil, seit er so unglücklich war, hatte sie sich nur noch mehr vertieft. Ihr einziger Gedanke war, wie sie ihm wohl helfen könnte; in ihrer Schüchternheit aber getraute sie sich erst recht nicht, das zu unternehmen, vor dem andere zurückschreckten. Wenn er sie abblitzen liesse, würde sie es nicht ertragen... Und doch: war es nicht ihre Pflicht, nach ihm zu sehen? Durfte ihr Stolz sie von dieser Pflicht abhalten? Gerade heute früh war sie Felice begegnet. Mit einem kurzen Gruss war er an ihr vorübergegangen; aber sie hatte Zeit genug gehabt, sein verstörtes Gesicht zu sehen, und dieses Gesicht wollte nicht mehr aus ihren Gedanken weichen, während sie in Stall und Haus herumwirtschaftete. Auch jetzt am Brunnen verfolgte es sie. Es war, als blicke es sie aus der Tiefe des Wassers an; anklagend, vorwurfsvoll? "siehst du nicht, wie schlecht ich dran bin? Warum hilfst du mir nicht?"

Cecilia ficht einen schweren Kampf mit sich selber aus. Sie klopft und reibt die Wäsche mit ungewöhnlicher Energie, als müsse sie den Kräften, die in ihrem Innern toben, auf diese Art Auslauf gewähren. Erstaunt blicken die anderen sie von der Seite an, aber keine sagt etwas. Sie plaudern untereinander von den letzten Dorfereignissen; von Marios Kuh, die verunglückt war und die man töten musste, von Mariettas Hühnern, die keine Eier legen wollen, von der Krankheit des kleinen Giovanni... Ein jeder hat seine Sorgen.

Nachdem Cecilia die Wäsche ausgewunden und in den Korb verstaut hat, lädt sie diesen wieder auf den Rücken und geht mit einem kurzen Gruss von dannen.

Die anderen blicken ihr lange nach, "Die hat's ordentlich gepackt", meint eine. "Was sie bloss an ihm gefressen hat?" fragt eine andere. "Lächerlich", erklärt eine dritte. "Aber sie hat natürlich sowieso keine anderen Chancen."

Die also Besprochene schreitet langsam mit dem Korb heimwärts. Dabei kommt sie an Felices Haus vorüber. Die Küchentüre steht offen, aber es ist niemand drinnen. Sie wirft einen Blick hinein, sieht das ungewaschene Geschirr auf dem Boden, sie staubigen Schuhe, sieht in einem Blick die ganze Unordnung, die hier herrscht.

Auf einmal vergisst sie ihre Scheu, auf einmal weiss sie: hier wird sie gebraucht. Und sie stellt den Korb mit der Wäsche ab und geht in die Küche, die Türe hinter sich zuziehend, denn sie will nicht gesehen werden; es gäbe sonst wieder ein endloses Geschwätz. Nachdem sie die Küche instandgesetzt, alles blitzblank gefegt und gescheuert hat, klimmt sie die Stiege empor und betritt die Schlafkammer. Ein muffiger Geruch schlägt ihr entgegen. Sie geht zum Fenster und öffnet es, um die Sonne hereinzulassen. Dann lüftet sie das Bett, holt frische Lacken aus dem Schrank, kehrt die Diele und wischt den Staub.

(Fortsetzung folgt)

Der gestohlene Christbaum

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Bernbiet von Kuno Christen

Die fünf Steinmann-Kinder wollten unbedingt einen Weihnachtsbaum haben. Der Vater seufzte; denn Weihnachtsbäume kosten in den letzten Jahren mehrere Franken, und Geld besass Fritz Steinmann seit drei Monaten herzlich wenig. Gerade vor einem Vierteljahr wurde er in der Sägerei Maurer eines heftigen Wortwechsels wegen entlassen. Wohl fand er seither da und dort als Gelegenheitsarbeiter Beschäftigung, aber diese Einnahmen waren zu spärlich, als dass die vielköpfige Familie einigermassen ordentlich leben konnte. Die Mutter kränkelte, die Kinder waren alle noch klein und die verdienten Fränklein schwanden zusehends wie der Schnee an der Sonne... Und nun wollten die Kinder noch einen schönen Baum haben! Vater Steinmann fand, für einmal könne man sich diesen Luxus ersparen. Aber die Kinder waren und blieben anderer Ansicht. Sogar die Mutter sah den Gatten derart bittend an, dass er schliesslich mürrisch nachgab: «Nun gut, ich will für einen Baum sorgen, auch wenn ich ihn stehlen sollte!» Da brach ein mehrstimmiger Jubel los.

Steinmann blieb mürrisch, verliess das Häuschen und überlegte, wie er möglichst billig zu einem schönen Tännchen kommen könnte. Plötzlich fiel ihm ein, dass sein ehemaliger Brotherr, der Sägereibesitzer Maurer, in einem nahen Waldstück eine reichliche Auswahl von Jungtannen angepflanzt hatte. Ob nun Maurer ein Tännchen mehr oder weniger besitze, das komme ja auf eines heraus; zudem sehe man dem Wald nicht an, ob ein Tännchen mehr oder weniger drin wachse... so überlegte Steinmann, während er bei hereinbrechender Dämmerung dem Wald zuschritt.

Bald hatte er das Tännchen gefunden, welches ihm gefiel. Er schnitt es rasch ab und lief auf einem Nebenweglein mit dem gestohlenen Bäumchen unterm Arm heimzu. Wie erschrak er, als er unmittelbar beim Waldausgang ganz unerwartet mit seinem ehemaligen Arbeitgeber beinah zusammenstiess, der ausgerechnet zur gleichen Stunde denselben Waldweg benützen wollte, um auf dieser Abkürzung einen Kundenbesuch zu machen. Maurer fuhr seinen alten Angestellten barsch an: «So, so, Steinmann, ist das jetzt deine neueste Beschäftigung, andern Leuten die Tannen zu stehlen?» Steinmann wurde purpurrot, zugleich vor Scham und Wut. Zuerst brachte er kein Wort hervor. Nach einigen kurzen Atemzügen schleuderte er das Tännchen vor Maurers Füsse und zischte nur: «Wenn du meinen Kindern kein Tännchen gönnen magst, so nimm's für dich, du, du...» Und zitternd vor Wut lief er davon. Auch Maurer blickte nicht gerade freundlich drein, als er das Tännchen aufhob und, statt den beabsichtigten Besuch zu erledigen, umkehrte und das Tännchen heimtrug. Seine Frau, der er den Vorfall berichtete, machte ihm noch Vorwürfe und fand, er hätte dieses Tännchens wegen dem Steinmann nicht derart das Stehlen vorzuhalten brauchen, alldieweil er ohnehin seit der jähen Entlassung sicher eng genug durchmüsse. Maurer fand, Steinmann sei seines harten Kopfes und bösen

Maules an seiner Entlassung selber schuld, obschon er ein guter Arbeiter gewesen sei; item, die Sache sei nun so und nicht anders. Jedenfalls war an diesem Abend, kurz vor Weihnachten, Maurers gute Laune gründlich verdorben. Zudem, was sollte er mit zwei Tannenbäumchen anfangen?

Bei Steinmanns war die gute Laune an diesem Abend noch gründlicher dahin, als der Vater mit finsterem Blick meldete: «Das Tännchen könnt ihr euch nun in den Kamin schreiben, versprochen oder nicht versprochen, lasst mich mit diesem Zauber in Ruhe!» — Während die Kinder bitterlich zu weinen anfingen, verliess er grusslos wiederum das Haus und kehrte erst spät in der Nacht heim, nachdem er sich im Wirtshaus den trostlosesten Trost zu Gemüte geführt hatte. Auch in der Folge hielt die trübe Stimmung bei Steinmanns an, denn die kränkliche Mutter brachte die Kraft nicht auf, für eine bessere «Weihnachtsstimmung» zu sorgen... Und das Fest der Freude und Liebe stand bevor!

Am Heiligen Abend sass die ganze Familie